



Es ist nicht sauber, nicht leistungsorientiert und auch noch stolz darauf. Warum ist Biel so anders als der Rest der Schweiz?

Das richtige Leben spielt in Biel, einer Stadt der Aussenseiter, Glücksritter, Künstlerinnen aller Art. Nur: Wie lange noch?

Samuel Tanner (Text) und Torvioll Jashari (Bilder)

20.06.2020, 21.45 Uhr

 Hören  Drucken  Teilen

Als ich von Zürich nach Biel zog, fragte mich meine Grossmutter: «Ist es da nicht zu gefährlich?» Ich dachte immer an sie, wenn ich Matteo besuchte. Er studierte mit mir am Literaturinstitut und lebte im Schlossergässli in einem kleinen Loch, das anfangs ziemlich modrig roch.

Bald fand Matteo heraus, woher der Geruch kam: Sein Vormieter war in der Wohnung verstorben und vergessen worden. Ein Sozialfall, wie auch sein Vormieter, der für die Rote Armee gekämpft haben soll, bis auch er in dieser Wohnung einging. Hier kochte Matteo nun die besten Tortelloni der Welt.

Der Nachbar auf dem gleichen Stock war ein Junkie, der mit der Zeit immer schlechter aussah und die Wohnung immer seltener verliess. Seine Unterarme verdeckte er mit Stulpen. In einer Nacht, als der Nachbar eine Party feierte, klingelte es bei Matteo an der Tür. Er ging nach draussen und sah noch, wie sich ein Mann durch die Türe quetschte. Am nächsten Morgen musste er eine Aussage machen. Die Polizisten sagten ihm, der Einbrecher hätte es wohl auf den Stoff und das Bargeld in der Nachbarswohnung abgesehen.

Matteo bezahlte für seine Wohnung mitten in der Stadt gut sechshundert Franken im Monat. Das war, so dachte ich, der Eintrittspreis ins wirkliche Leben: Biel ist nicht die Schweiz aus der Tourismuswerbung, sondern eine Arbeiterstadt, in der mehr als jeder zehnte Einwohner von der Sozialhilfe lebt.

Die Leute im Bus Nummer 4 sehen so aus, als fahre der Bus um die ganze Welt – und an jeder Haltestelle steigt jemand aus. Wenn ich am Samstagmorgen in der Trainingshose rausging, war immer noch jemand da, der schlechter angezogen war als ich. Im Winter lag die Stadt unter dem Nebel. Und im Sommer unter der Sonne am See.



Gassenidyll in einer Stadt mit Narrenfreiheit.

In der Neustadt ist Biel von einer ungewollten Abgefücktheit, wie man sie in der Schweiz sonst nicht findet. In der Altstadt sitzen die Künstler in ihren günstigen Altbauwohnungen und verschieben ihr heutiges Projekt auf morgen. Oder sie stolpern in der alten Fabrik am Finkenweg in das nächste Kunstprojekt.

Kurzum: Biel ist so, wie der Kreis 4 in Zürich gerne wäre.

Der schlechte Ruf

Die Stadt lebt von ihrem Ruf, und sie verwünscht ihn: In jedem Artikel über Biel gibt es Zitate aus anderen Artikeln über Biel, in der die Stadt «Armenhaus», «Ghetto», «Sozialhilfeschutzburg» genannt wird. Die Zuschreibungen reproduzieren sich inzwischen von selbst – aber nicht nur: Biel belegt zuverlässig vordere Plätze in der Kriminalstatistik.

In Biel hat ein Imam gepredigt, der Ungläubige als tote Menschen bezeichnete. Biel ist eine alte Industriestadt in einer Zeit der Deindustrialisierung. Die Arbeitslosenquote ist in Biel fast doppelt so hoch wie im schweizerischen Schnitt, aber dafür gibt es hier viel Platz, tiefe Mieten, eine kreative Kulturszene. Biel hat Schulklassen mit ausschliesslich fremdsprachigen Kindern, Biel hat 750 Millionen Franken Schulden.

Um dieses Bild aufzuhellen, unterstützt die Stadtregierung unzählige Initiativen: Biel soll mit dem sogenannten Westast, einer milliardenteuren Strasse, endlich an das Autobahnnetz angeschlossen und gleichzeitig vom Durchgangsverkehr entlastet werden, der die Stadt zerschneidet. Und am Seeufer soll ein neuer Stadtteil mit dem Namen Agglolac entstehen, «wo urbanes Leben ganzjährig am Wasser stattfindet», wie die Initianten schreiben. Die neuen Wohnungen an bester Lage sollen die guten Steuerzahler ansprechen, die in jenen Firmen arbeiten, die die Regierung nach Biel zu holen versucht.

Nur: Das Jahrhundertprojekt Westast ist nach heftigen Protesten der Bieler Bevölkerung gestoppt, eine «Dialoggruppe» berät bis im Winter über neue Vorschläge. Und das Projekt Agglolac kommt im Herbst zur Abstimmung, wird aber ebenfalls aus allen möglichen Ecken bekämpft.

Das sind nur die zwei auffälligsten Symptome einer grossen gesellschaftlichen Metamorphose: Es wirkt, als wehre sich die Stadt gegen den Fortschritt.

Was ist los in Biel?

Nach meiner Zeit am Literaturinstitut bin ich zurück nach Zürich gezogen, aber Biel ist mir eine Art Aussteigerutopie geblieben: Eine gute Zugstunde entfernt gäbe es noch eine andere Schweiz. Nun bin ich für einige Zeit zurückgekehrt, um herauszufinden, wie Biel überhaupt zu dieser Anti-Schweiz geworden ist. Und ob sie es bleiben wird. Kann eine Stadt ihren ungeordneten Geist behalten, wenn sie gleichzeitig einen geordneten Aufschwung anstrebt?

Chessu/Coupole

Biel war lange ein Dorf und ist erst eine Stadt geworden, als das 20. Jahrhundert begann. Es gibt keinen städtischen Adel. Man muss nicht schon Bieler sein, man kann es noch werden. Die Stadt war immer von der Industrie abhängig: Die Uhrenfirmen brachten sogar die Zweisprachigkeit, weil viele Arbeiter aus dem Jura herkamen. Als Arbeiterstadt ist Biel egalitärer geprägt als andere Städte in der Schweiz.

1968 veränderten Unruhen die Stadt Biel. Am Ende bekam die Jugend den Gaskessel neben dem Kongresshaus. Das war ein Nullpunkt der Bieler Kultur.

Hier ist viel möglich, sogar eine Figur wie Hotcha. Er war in seinem Leben schon Buchhändler und Kassettenlabel-Gründer, er verweigerte den Militärdienst und gab Informatikkurse an der Migros-Klubschule.

Heute ist er pensioniert, aber Musiker ist er natürlich geblieben. Er kommt in einer pinken Jacke zum Café Au Rendez-vous an der Mühlebrücke, und als wir uns setzen, weiss ich nicht, ob er das ernst meint oder ob ich Teil einer hyperironischen Inszenierung bin: Im Schaufenster steht eine Modellbergbahn, und in den roten Sesseln sitzen alte Frauen mit Hunden. Der Kellnerin liegt bald die Kaffeemaschine ab, und Hotcha muss auf Französisch beim Kundendienst anrufen. Davor und danach erzählt er mir vom «Erwachen» dieser Stadt, die hier, in diesem Lokal, wieder einzuschlafen droht.

Hotcha war dabei, als die Unruhen von 1968 die Stadt Biel veränderten. Er war siebzehn, im besten Alter, und er verteilte vor der Disco das «Hotcha!», ein Magazin der Underground-Gegenkultur. Die Türsteher wussten, dass er noch nicht volljährig war, deshalb durfte er nur draussen stehen und «Hotcha!, Hotcha!» rufen. So kam Hansruedi aus Brügg zu seinem Namen.

Hotcha flog aus dem Gymnasium und machte eine Lehre in einem Reisebüro, aber ihm ging es sowieso um etwas anderes. Auf der Strasse kämpfte er für ein Autonomes Jugendzentrum, ein AJZ. Der damalige Jungsozialist Hans Stöckli (später Stadtpräsident, heute Ständeratspräsident) führte die Verhandlungen mit der Stadt. Am Ende bekam die Jugend den Gaskessel neben dem Kongresshaus. Das war ein Nullpunkt der Bieler Kultur.

Hotcha wurde Kassier, einmal in der Woche besuchte er die Vollversammlung: «Da wurden Demokassetten von Bands angehört: <Die wollen spielen, wollen wir die?> – <Was!? Die wollen Gage?!>» Der Eintritt in den Chessu, in die Coupole, durfte nicht mehr als fünf Franken kosten, darauf hatten sie sich geeinigt, und eine Bar gab es nicht: viel zu kommerziell. Hotchas zentrale Erinnerung an die Vollversammlungen: «Jeder sagte zu jedem Schissdräck etwas.»



Brennpunkt der Alternativkultur: der Bieler «Chessu».



«Jeder sagte zu jedem Schissdräck etwas»: Der Bieler Musiker Hotcha über die Anfänge des AJZ.

Mit einigen Anarchisten, die von Neuenburg nach Biel kamen, schrieben sie ein Manifest für das AJZ. Zusammen sass man in Wohnungen, die achtzig Franken im Monat kosteten, und diskutierte. «Irgendwann», sagt Hotcha, «ging immer die Musik an und einer sang: <Revolution, Revolution>.»

Er ahnte damals nicht, dass er dieses Erbe später einmal in Gefahr sehen könnte.

Im Jaguar durch die Zeitgeschichte

Wenn ich versuche, mir das Biel der sechziger, siebziger Jahre vorzustellen, sehe ich keine Schwarz-Weiss-Bilder, sondern Farben. Zum Beispiel das Café Odéon in der Bahnhofstrasse, wo sich damals die Stadt getroffen hat: «À l’Odéon tout est bon». So steht es in der Biografie des Journalisten Peter Rothenbühler: «Aus der Pfarrfamilie kam ich also unter die Zöllner und Huren, wie Jesus gesagt hätte: Künstler, Musiker, Schriftsteller, Politiker aller Couleurs, Anwälte, Uhrenhändler und Uhrenschieber, (. . .) ja sogar ein «Umgebauter» gehörten zur Stammkundschaft.»

Rothenbühler arbeitete im legendären Büro Cortesi, das nicht weniger als den Journalismus neu erfinden wollte – und gleichzeitig auch einen Lebensstil. Journalisten sollten künftig keine sozialdemokratischen Spiesser mehr sein, sondern sozialdemokratische Hedonisten. Frank A. Meyer, einer der Gründer, fuhr Rothenbühler regelmässig im hellblauen Jaguar aus: «Bevor er die Hände ans Rennsteuerrad legte (das mit den Löchern im Blech), zog er sich dünne Wildlederhandschuhe über die Finger.»

Mario Cortesi, ein anderer Gründer des Büros, ein Sohn armer italienischer Einwanderer, trug, sobald er es sich leisten konnte, Anzug und Krawatte und, am wichtigsten, vornehme Schuhe.



«Beste Kontakte zu Dürrenmatt und Frisch»: Verleger Mario Cortesi in seinem Garten.

In dieser Montur sitzt er jetzt vor mir, fünfzig Jahre später – Cortesi wird im November achtzig Jahre alt. Er sagt: «Wir fanden, Biel sei der Mittelpunkt der Welt. Das war ein falsches Gefühl. Aber wichtig ist, was man fühlt, nicht, was ist.»

Irgendwann in unserem Gespräch sagt Mario Cortesi, Biel habe ein starkes Provinzbewusstsein. Und ich glaube, das stimmt. Biel ist gross genug, um eine Stadt zu sein – und klein genug, um wie ein Dorf zu funktionieren. In Biel gibt es einen gemeinsamen Aktivismus, ein Stadtgefühl, das sich mit zunehmender Grösse in der Anonymität verliere. Biel ist eine Kleinstadt, die dank ihrer zwei Sprachen zwei Welten in sich vereint.

Biel ist etwas und nicht nichts.

Im Büro Cortesi verkehrte die Schweizer Intelligenzija, oder zumindest der linke Teil davon. «Wir hatten beste Kontakte zu Frisch, zu Dürrenmatt. Bundesrat Ritschard kam zu uns, Nationalrat Gerwig verteidigte uns vor Gericht», sagt Mario Cortesi.

Im Büro Cortesi arbeitete eine Generation von Bieler Aufbrechern: Peter Rothenbühler wurde Chefredaktor von «Sonntags-Blick», «Schweizer Illustrierte» und «Le Matin». Frank A. Meyer wurde zum mächtigen Einflüsterer im Ringier-Verlag und im Bundeshaus – einmal erhielt er an einer Bundesratswahl 19 Stimmen. Und Mario Cortesi wurde weltbekannt in Biel. Auch Hotcha gehörte zum Büro, er kümmerte sich eine Zeitlang um das Archiv.

Aus dem Büro Cortesi heraus wurde Biel auch politisch geprägt. «Wir merkten: Schreiben allein bringt nichts», sagt Mario Cortesi. Sie gründeten eine neue Partei, «Freie Bieler Bürger», und liessen sich ins Stadtparlament wählen. «Wir setzten die erste Fussgängerzone der Stadt durch, wir setzten uns dafür ein, dass das Orchester eine Altersvorsorge bekommt.» Als Cortesi einmal in einer Rede den Stadtschreiber angriff, so erinnert er sich, «da stand der Stadtpräsident Stähli auf und würgte mich halb und schrie: <Das ist alles erlogen!> Das war die Zeit des Nonkonformismus!»

Katastrophenstimmung

Bis heute kommentiert Mario Cortesi in seinem zweisprachigen Anzeiger «Biel/Bienne» die Lage der Stadt. Er ist jeden Tag im Büro. Als wir uns verabschieden, sagt er: «Ich möchte bis am letzten Tag schreiben und hier im Büro sterben. Wie der alte Hayek.» In dem Haus an der Neuenburgstrasse, direkt am See, war er schon geboren worden. Seine Mutter hatte eine Hebamme. Ein Kreis würde sich schliessen, aber Cortesi ist noch nicht am Ende.

Er sagt: «Biel ist besser als sein Image. Man arbeitet nur leider zu wenig daran, es zu verändern. Wir sind die Welthauptstadt der Uhr, aber ausserhalb von Pieterlen weiss das niemand. Und was machen wir? Wenn Sie aus dem Bahnhof kommen, sehen Sie eine japanische Citizen-Uhr. Und auf dem Zentralplatz steht eine chinesische Uhr statt der ersten Wasseruhr der Welt, wie es einmal angedacht war. Mir fehlt der grosse Mut! Früher war man offener gegenüber neuen Impulsen. Heute gibt es Gesetze und Reglemente.»

Es sind klassische Gentrifizierungsschmerzen: Kann unsere Stadt die gleiche bleiben, auch wenn sie sich verändert?

Schliesslich gibt sich Mario Cortesi versöhnlich. Er sagt: «Immer, wenn es der Stadt schlecht ging, kam der Bieler Erfindergeist hervor. Ich bin sicher, der hat überlebt.» Sein früherer Mitarbeiter Hotcha trägt ein ähnliches Gefühl, er sagt: «Es gibt eine Bieler DNA: Man arbeitet gratis! Man macht billiges Zeug! Man macht schräges Zeug! Das ist dieses anarchistische Moment.»

Gleichzeitig glaubt er, der Stadtregierung liege nicht viel an der alternativen Bieler Kulturszene: «Sie brauchen uns gerne als Aushängeschild. Aber im Moment fällt alles ineinander zusammen. Wenn diese Projekte des Bobo-Bürgertums kommen und Biel aufgewertet wird, herrscht bei uns Katastrophenstimmung. Agglolac ist der Beweis dafür, dass die Behörden kein Gefühl haben für Biel. Das Schlimmste ist zu befürchten: dass sie hier einen Erlebnispark aufziehen!» Es sind klassische Gentrifizierungsschmerzen: Kann unsere Stadt die gleiche bleiben, auch wenn sie sich verändert?



Café Dispo-Space.



Jam-Session des Bieler Underground-Labels Ailleurs.

Hotcha sagt, Biel lebe noch. Es gebe immer noch Initiativen, immer noch Zwischennutzungen (wie derzeit in dem alten Fussballstadion Gurzelen), immer noch besetzte Häuser und eine Kulturszene, die als Szene funktioniere. Aber wenn er an Biel denkt, kommt ihm ein dunkles Bild in den Sinn: «Biel ist wie ein Betrunkener, der torkelt, aber immer Schwein hat, nie unter ein Auto kommt. Ob das ewig so weitergeht?»

Burger & Balls im Gärbi

Irgendwann könnte der nächste Morgen einen Kater bringen, aber jetzt ist Montagnacht. Vera Urweider, 33 Jahre alt, trägt einen raubtiergemusterten Pullover, der eigentlich von ihrer Mutter ist, und sucht in ihrem Zimmer den Schal. Sie teilt sich gerade eine Wohnung mit einem jurassischen Musiker, so kostet sie fast nichts. Die Wohnung hat Fischgrätparkett und liegt mitten in der Altstadt. Gäbe es eine Heatmap der Bieler Kultur, hier leuchtete sie rot.

Wir gehen ins Café du Commerce, wo sie den Kellner umarmt, und trinken ein paar Bier. Die Altstadt ist nicht wie andernorts ein Museum, sondern belebt, eine kleine Burg des Kreativen, hier ist das Theater, der Gemüsemarkt und das Konzertlokal Le Singe, die Mini-Chocolaterie Langel, an der Untergasse die Möbelrestauratur «Plein d’Histoires», und neulich kam die Bieler Designerin Veronica Antonucci mit ihren Recyclingohrringen sogar in der «British Vogue».

Vera sagt: «Die Bieler sind stolz auf Biel. Und sie sind stolz, stolz zu sein.»

Sie kann das sagen. Einerseits vereint sie Biel ganz gut in sich: Im Prinzip ist sie freie Künstlerin in bester Stadttradition. Sie schreibt, sie fotografiert, sie spielt und assistiert am Theater, sie tanzt, und sie spielt Geige und Bratsche. Und sie lebt davon. Zuletzt hat sie einen Sommer lang auf der Robert-Walser-Skulptur von Thomas Hirschhorn gearbeitet und da an jedem der 86 Tage eine Dreiviertelstunde lang «ein Behauptungstheater» gespielt.



«Biel macht etwas mit dir»: Künstlerin Vera Urweider in der Altstadt.

Andererseits ist Vera die Erste, die den Bildschirm abfotografiert und auf Twitter stellt, wenn Biel, wie zuletzt in der zweiten Staffel von «Wilder», im Schweizer Fernsehen kommt: «#bielbienne im #Fernsehen juhu».

Und seit kurzer Zeit sagen Leute in der Stadt zu ihr: «Du bist eine Stimme von Biel.» Ihr kommen bis heute die Tränen, wenn sie davon erzählt.

Biel überarbeitet gerade seine Stadtordnung und hat dafür in einem Wettbewerb ein literarisches Vorwort gesucht. Vera schickte ihren Text in letzter Minute ab und gewann. Sie schreibt darin:

«Wir teilen uns ein Leben in einer multikulturellen Stadt, in einer solidarischen Stadt, in einer toleranten Stadt, in einer visionären Stadt, in einer offenen Stadt, in einer grünen Stadt. / Eine Stadt, die nicht Hauptstadt sein muss und deshalb Narrenfreiheit genießt. / Um aufzustehen, zusammenzustehen, gemeinsam auch Nein zu sagen – für eine sorgsame Zukunft. / Biel muss nicht. Biel darf, kann und soll.»



Schaufenster eines leerstehenden Lokals in der Altstadt.

Vera hat einige Zeit in Hamburg gelebt, aber vor einem Jahr ist sie zurückgekehrt, weil Biel sie nicht losgelassen hat. Sie sagt: «Was Biel wirklich bieten kann, ist Platz. Platz, um sich selber zu sein. Wir haben keinen Stempel: Unistadt, Finanzstadt, nichts. Wir verkörpern nichts, wir haben kein Ansehen, und wir sind kein Ziel für Touristen, kein Ziel für Investoren. Wir können einfach sein.»

Was Vera besonders schätzt, ist eine Art Bielbewusstsein. «Hier gibt es immer Leute, die aufstehen und Nein sagen, wenn ihnen etwas nicht passt. Und die dann auch einen neuen Vorschlag haben.» Sie meint das Projekt Westast, bei dem es nicht nur eine Gegenbewegung gab, «Westast so nicht!», sondern noch eine zweite: «Westast so besser!» Vera glaubt, das sei typisch. «Biel macht etwas mit dir, du wirst kreativer.»

Dann fragt sie mich, ob ich noch mit ihren Freundinnen ins «Gärbi» käme, dort gebe es heute «Burger & Balls». Im «Gärbi» spielt man Pingpong, und man raucht, in einem Fumoir, das natürlich nicht wirklich abgetrennt ist. Vera hat, wie viele Leute dort, diese bieltypische Ich-hab-alle-Zeit-der-Welt-Ausstrahlung. Sie checkt auch kaum je ihr Handy.

Es könnte alles gut sein in Biel. Wegen des Klimawandels werden sogar die Nebeltage weniger.

Biel, eine Dystopie

Aber Vera ist an einem Punkt angelangt, an dem sie ein dunkles Szenario aufziehen sieht. Sie erzählt vom Gaskessel, den Hotcha und seine Freunde in den siebziger Jahren aufgebaut haben – und der immer noch besteht und inzwischen als ältestes Autonomes Jugendzentrum der Schweiz gilt. Als die Stadt rundherum Überbauungen plante, sollte der Chessu zuerst verschoben werden, irgendwo an den Rand der Stadt. Dann entschied die Regierung, er dürfe bleiben. Die Wohnungen wurden dennoch gebaut.

«Und heute wohnen da Leute, die den Chessu nicht mehr wollen. Das ist eine Schweinerei.» Jetzt muss der Gaskessel umgebaut und schalldichter werden. «Bald ist das einfach irgendein Klub, den es nicht mehr braucht», sagt Vera. «Wenn es so weitergeht, wenn Agglolac kommt und bald auch auf dem Gurzelen-Areal eine Überbauung, dann gehen Leute wie ich irgendwann. Zu viel Neubau, zu viel Platzraub. Dann sind die Leute, die Biel spannend finden, weil sie es noch für echt halten, auch nicht mehr lange da.»



Barista Davis Stanoev vom Label 8 Grams.

Erich Fehr, 51, der Stadtpräsident von Biel, sagt: «Natürlich lebt Biel auch davon, etwas Unfertiges zu haben. Bei uns ist nicht immer alles gepützerlet, das ist hier keine Swiss-Miniature-Veranstaltung. Aber die Angst vor der Gentrifizierung ist gekünstelt. Es gibt noch viel Spielraum. Piano, piano!» Fehr lächelt entspannt. Der Stadtpräsident arbeitet in einer alten Villa an der Mühlebrücke. In der Wand des Sitzungszimmers ist ein Cheminée eingebaut, an der Wand hängt Kunst. Diese Einrichtung sagt: So schnell ändert sich hier nichts. Zudem spricht aus Fehr die Gelassenheit von einem, der schon lange dabei ist.

Seit neun Jahren steht Fehr der Stadt vor, und schon als Kind kannte er dieses Amt. In den siebziger Jahren war sein Vater, Hermann Fehr, ebenfalls Stadtpräsident von Biel. Der Vater war als Thurgauer Lehrer nach Biel gekommen, aber weil nach einem Pensionskassenskandal eine ganze Politikergeneration abtreten musste und der einzige verbleibende Gemeinderat der Sozialdemokraten beim Segeln auf dem See ertrank, stieg er schnell auf. In der Ära des Vaters schlug eine Uhrenkrise zu, und die Stadt schrumpfte. Der Sohn lernte daraus: Biel kann es nur gut gehen, wenn es der Industrie gut geht.

Gentrifizierung ist ein Wort, das es in Biel gar nicht gibt!

Über Erich Fehr sagen die Leute in der Stadt, er mache seinen Job schon recht, aber man merke halt, er komme von den Finanzen her. Fehr trägt pastellfarbene Hemden zu pastellfarbenen Krawatten, und er ist zwar Sozialdemokrat, aber er zählt sich zum sozialliberalen Flügel. Sein politisches Credo: «Biel ist nur möglich mit einer guten Durchmischung, und dazu gehören auch gute Steuerzahler. Gehen Sie nach Zug, wo es nur Reiche gibt, das ist nicht lustig. Aber nur Arme, das ist auch eine Ghettoisierung. Alles Monokulturelle kann nicht funktionieren.»

In Biel müsse es für alle Platz haben, sagt Fehr, und das sei auch nicht in Gefahr. Die Kapitalismuskritik, die es heute in Biel gibt, hält er für importiert. Als er neulich einen Auftritt der linken Wohnbaupolitikerin Jacqueline Badran sah, dachte er sich: «Jaja, das ist schon gut, aber mit Biel hat das nichts zu tun. Gentrifizierung ist ein Wort, das es in Biel eigentlich gar nicht gibt.»



Künstler Raspoutin auf dem Bielersee.

Weil er zuletzt primär wirtschaftliche Akzente gesetzt hat, wirkt es, als argumentierte der linke Stadtpräsident Erich Fehr öfter gegen die Linken als gegen die Bürgerlichen. Zum Beispiel bei dem geplanten Seeuferprojekt Agglolac. Erich Fehr sagt: «Mit dieser Überbauung generieren wir die Mittel, um den See aufzuwerten. Und mit der Marina gibt es ein Meerfeeling dazu.» Fehr will der Kulturszene vermitteln, dass gar nicht alle so glücklich seien mit der unbebauten, für alle offenen Wiese am See. «Nicht jeder will mit Tüechli, Hund und Ghattoblasten einfach dasitzen. Andere wollen eine Beizenzeile. Wir wollen für alle etwas machen.» Fehr registriert den wachsenden Widerstand gegen die Grossprojekte, und er hat einen Verdacht, woran das liegen könnte: Biel sei verwöhnt.

Die Häuser farbig anmalen

Sandra Schneider muss er nicht überzeugen. Die Fraktionspräsidentin der SVP im Stadtrat sagt: «Unser grösstes Problem sind die Finanzen, damit hängt alles zusammen. Wir haben bald eine Milliarde Franken Schulden. Aber gerade die Kultur ist nicht einmal im Millimeterbereich bereit für Einsparungen. Man nimmt das Geld, solange es noch hat, statt dass man für alle ein bisschen verzichtet.»

Wir sitzen im «Falken» in der Neustadt, als Mittagsmenu gibt es eine Pizza mit viel Öl und Salami, und Sandra Schneider konnte sich den Termin knapp einrichten. Sie arbeitet hundert Prozent in einem Büro in Studen. Schneiders Familie führt ein Metallbaugeschäft, sie wohnt schon ihr ganzes Leben in der Altstadt, aber am Rand. Im «Commerce» war sie noch nie.



Welthauptstadt der Uhr: das Swatch- Headquarter.

Sandra Schneider ist fast gleich alt (28 Jahre) und wohnt fast neben Vera Urweider, aber sie könnten nicht weiter voneinander entfernt sein. Schneider fand auch gewisse Passagen von Urweiders Präambel schwierig. Im Stadtrat setzte sie sich dafür ein, dass die Zeile «Biel muss nicht» gestrichen wird. Das klinge ja wie ein Aufruf zur Rebellion.

Sandra Schneider will den Geist von Biel zwar auch erhalten, «den Vintage-Charme», wie sie es nennt, aber sie will die Stadt verändern: «Leider sind Reiche heute fast verpönt. Aber wir haben gute Steuerzahler bitter nötig. Biel sieht dreckig aus, weil das Geld fehlt. Eigentlich müssten wir doch Hauseigentümer fördern können, wenn diese dafür die Fassaden sanierten. Aber auch dafür fehlt uns das Geld. Wir haben sehr viel Grau, sehr viel Beton. Ich fände es aber schön, wenn die Häuser und damit die Stadt farbiger aussähen. Das hätte einen grossen Effekt!»

Sandra Schneider erwähnt die Farben immer wieder. «Biel ist doch sonst auch flippig und farbig, nur im Stadtbild nicht!» Am Ende unseres Gesprächs wirkt es, als brauchte man nur einen Farbkübel, und Biel wäre sorgenfrei.

Das konservative Biel

Erich Fehr glaubt, Biel gehe es zu gut. Er hört immer wieder, es verändere sich zu viel in der Stadt. Er entgegnet dann: «Ich habe die achtziger und die neunziger Jahre erlebt, als es keine Kräne gab. Und ich glaube nicht, dass das eine speziell gute Zeit gewesen war.» Der Stadtpräsident gibt aber auch zu, dass das Tempo der Stadt (und der Welt ganz generell) in den vergangenen Jahren vielleicht ein bisschen gar hoch gewesen sei. «Grossprojekte haben es heute überall schwer», sagt er. Er betont wie alle, mit denen ich spreche: Biel müsse Biel bleiben.

Als ich sein Büro verlasse und durch die Stadt zum Bahnhof gehe, glaube ich für einen Moment zu wissen, dass Biel tatsächlich keine Angst vor der Zukunft haben muss. Für den grossen Boom liegt die Stadt zu peripher, am Rand der Deutschschweiz, am Rand der Westschweiz, zu ihrem Glück. Zudem spüre ich zwischen allen Leuten, die ich für meine Geschichte treffe – und mögen sie politisch oder altersmässig noch so weit auseinanderliegen – einen Bieler Geist.

Er kulminiert in einem Konservativismus, der Links und Rechts vereint. In Biel können sie die Mehrheit bilden, weil in einer Kleinstadt die ungebundenen Anywheres in der Minderheit sind.

Die Seeuferüberbauung Agglolac, über die im Herbst abgestimmt wird, zeigt es beispielhaft: Sowohl Vera Urweider, die sich als grüne Bewahrerin sieht, als auch Sandra Schneider, die sich als rechte Bewahrerin sieht, stehen dem Projekt kritisch gegenüber.

Ich gehe einen Umweg, vorbei am Chessu und dem Kongresshaus, zum Schlossergässli und bleibe vor der Türe von Matteos alter Wohnung stehen. Sie wirkt unverändert. Matteo sagt mir, sein Nachmieter zahle jetzt zwar ein paar Franken mehr, aber nein, nein, der Vermieter habe die Wohnung nicht saniert.

Samuel Tanner dachte in Biel zuerst, er lebe in einer französischen Stadt: Alle waren so nonchalant. Dann erhielt er eine Busse, weil er seinen Abfall zu früh rausgestellt hatte.

Mehr zum Thema



Biel liegt am Meer

Mit «Mister Milano» legt ein italo-schweizerisches Trio randiose italienische Songs vor, wie Italien selber sie nie gehört hat.

änz Friedli



Die Strassenschlacht von Biel

Eine Autobahn mitten durch die Stadt: In Biel sollen Hundert von Bäumen und 74 Häuser verschwinden. Nun protestieren Bürger gegen das Milliardenprojekt. Was ist da los?

Carole Koch

Nur für Sie



Wie ich zur Feministin wurde

Martina Läubli

Warum Beamte immer älter werden

Lukas Häuptli

Glosse

Pfister und Landolt bei den Systemirrelevanten

Stefan Bühler

[NZZaS abonnieren →](#)

[Kontakt](#) [AGB und Datenschutz](#) [Impressum](#)

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.